

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 59 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Die Stunde der Vergebung
Autor: Steinitz-Metzler, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stunde der Vergebung

Von *Gertrud Steinitz-Metzler*

Das hat sich vor nahezu zweitausend Jahren zugetragen, irgendwo in einem Steppenland. Wer mir davon Kenntnis gab, vermag ich nicht zu sagen. Kann sein, daß der alte Holzapfelbaum oben auf der Heide mir die Geschichte zuflüsterte; kann sein, daß sie in der letzten Weihnacht durch meinen Traum ging; kann sein, daß sie im Gesicht der Blinden stand, der ich jüngst begegnete.

Das Steppenland, in dem sich begab, was ich nun erzählen will, war arm an Schönheit, und was es an Lebensmöglichkeit bot, war gering. Dennoch hatten sich Menschen in dieser Steppe angesiedelt, die dort für ihre Schafe Weidegrund gefunden hatten. Weit voneinander hatten sie ihre armseligen Hütten gebaut, so daß sie einander nicht ins Gehege kamen.

Wo der Weidegrund am ärmsten, die Steppe am trostlosesten war, wohnte ein alter Mann mit seiner Enkelin. Kinder und Schwiegerkinder waren jung gestorben; was ihm geblieben war, war dieses Enkelkind, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing und dem er alles ersetzen mußte: Vater und Mutter und der Augen Licht. Denn das Mädchen war blind von Geburt an; die verschleierten Augen standen blicklos in dem zarten Oval des braunhäutigen Gesichtes.

Ich weiß nicht, ob man einem Menschen mehr sein kann als dies: seiner Augen Licht. Es gehört dazu eine völlige Hingabe, ein Auslöschen seiner selbst fast. Und die eigenen Augen muß man so zugeschrägt haben, daß man alle Dinge ganz klar und rein sieht. Aber nicht nur die Oberfläche darf man sehen; man muß tief hineinschauen können in das Wesen der Dinge, muß hinter ihre Maske blicken und das weite Schauen haben. Ein Seher muß man sein und ein Dichter.

Der Alte war es. Die Einsamkeit der Steppe brachte ihm das weite Schauen bei, die Liebe zu dem blinden Enkelkind das Dichten. Er sagte dem Mädchen, wie die Wolken zogen, wie die kleinen Steppenblüten aussahen, wie die Büsche beschaffen waren, von denen er ihm die Stöcke schnitt. Von Licht und Farbe sagte er ihm, von der Sonne und den Sternen. Und von dem Baum, der einsam in der Steppe ragte, so einsam, daß er wie im luftleeren Raum stand.

Uralt mußte der Baum sein. Seine Rinde war hart wie Stein und dunkel wie dunkelster Achat. Wenn der Sturm über die Steppe jagte, daß die Büsche ihre Zweige fast auf den Boden legten — der Baum stand unbewegt. Wenn der Frühling über die Steppe ging und unter seinen Schritten alles zu blühen begann — der Baum blieb kahl. Wenn die Vogelstimmen allenthalben erwachten — in seinen Zweigen rastete keiner der kleinen Sänger. Wie ein Verfluchter stand der Baum in grenzenloser Einsamkeit.

Das Mädchen liebte den Baum. «Er ist auch blind», sagte es einmal. «Großvater, warum ist der Baum blind?»

Weit, weit schaute der Alte in die Zeit, dann erzählte er, was er schaute — weiß nicht, woher es ihm kam. «Als Gott die Menschen aus dem Paradies vertrieben hatte, faßte er in seinem Zorn nach dem Baum, von dem sie die verbotene Frucht gepflückt hatten, und schleuderte ihn über die Mauer des Paradieses. Der Baum flog weit, weit über die Erde und landete dann hier in unserer Steppe. Mit seinen Wurzeln klammerte er sich an den Boden und hielt sich fest. Da steht er nun, seit Jahrtausenden, ausgestoßen und blind — bis Gott ihm und den Menschen vergibt.»

«Ach — wird er das einmal, Großvater?»

«Ja, mein Kind. Dann wird er zum Zeichen der Vergebung einen Stern aufgehen lassen im Osten, der wird ein Blühen anzünden in der ganzen Welt. Da wird die Steppe ergrünern und der alte Apfelbaum aufwachen, da werden den Blindgeborenen die Augen aufgehen, und den Stummen wird die Zunge gelöst werden.»

«Oh — wann wird das sein, Großvater, wann, wann?»

Der Alte seufzte. «Das weiß ich nicht, Kind. Es kann morgen sein und es kann noch tausend Jahre und länger dauern bis dahin.»

«Morgen? Vielleicht wird es morgen sein, Großvater!»

«Geh doch schlafen, Kind.»

«Ich kann nicht schlafen, Großvater. Es ist alles so seltsam in dieser Nacht. Höre doch, wie die Tiere tun!»

«Vielleicht wird ein Sturm kommen.»

«Nein, Großvater, so kündigt sich doch der Sturm nicht an. Ich glaube die Tiere sind so unruhig, weil sie auch die Stimmen aus der Luft hören. Hörst du sie denn nicht? Der Frühling hat solche Stimmen.»

«Ach, Kind, bis zum Frühling hat es noch eine Weile.»

«Großvater?»

«Ja?»

«Großvater — was duftet nur so stark? Spürst du es nicht?»

«Doch, ich spüre es auch. Aber ich weiß nicht, was es ist.»

«Und die Luft ist so sonderbar. Sie streichelt mich. Es ist, als ob sich ganz weiche, feine Hände auf meine Augen legten. — Laß uns ins Freie gehen, Großvater!»

«Ja, mein Kind. Komm. Gib mir deine Hand!»

«Großvater — Großvater! Da steht ein Stern im Osten! Du hast mir nie gesagt, daß die Sterne so groß und so strahlend sind. Da — da — jetzt steht er über dem Baum — er zündet den Baum an! Der Baum blüht! Großvater — Großvater — siehst du es auch?!»

Ein Weihnachtserlebnis Pestalozzis

Von Gertrud Werner

Der Weihnachtstag hat unter den von Pestalozzi und seiner Hausgemeinschaft hervorgehobenen kirchlichen und profanen Jahresfesten nicht besonders geglänzt. Als «Freudentag» galt zu Jahresende vielmehr das festlich herausgeputzte Neujahr. «Wir haben Neujahr und große Freuden, alles jubelt...», schrieb Pestalozzi zum Beispiel 1807 aus Yverdon. Das war allgemeiner Brauch: Gesellige Festlichkeiten, Geschenke gehörten damals nur zum Neujahr. Weihnachten dagegen war ein stilles, kirchliches Fest. Sogar in dem vornehmen Hause der Schultheß «Zum Pflug» an der Stoffelgasse in Zürich, wo Pestalozzis Frau aufgewachsen war, kannte man am Tage des feierlichen Weihnachtskirchgangs keinen weiten Luxus als den der selbstgebackenen Leckerli.

Pestalozzi erwähnt Weihnachten in seinen Briefen überhaupt nicht. Und doch ist es kein Zufall, daß ihm die Weihnacht, das Fest des Kindes, im Alter ein tief bedeutsames Erlebnis schenken sollte. Vorerst scheint es, daß Festtage wie Neujahr, Pfingsten, Bußtag ihm besser entsprochen hätten als